



DIE WESTLICHSTE STADT UNGARNS

VON RUDOLF BECHT

Das Bauwerk ist das Spiegelbild des Bauherrn; im Stadtbild offenbart sich der Geist und der innere Wert der Erbauer. Leere Menschen bauen leere Städte, dem steinernen Gesicht einer Stadt kann man keine Maske verbinden.

Aber die Stadt ist nicht nur der Wertmesser ihrer Bewohner, sie ist auch ein Prüfstein für fremde Betrachter. Bei bekannten, berühmten Städten wird die Resonanz meist durch feststehende Werturteile beeinflusst. Bei ungeeichten, nur wenig bekannten Städten muss der Betrachter selbst das Urteil fällen. Hier scheiden sich nun die bloss Schauenden von den Sehenden.

Einer, der nur für die Säulenpracht des St. Peter-Doms Augen hat, an den stillen Schönheiten einer italienischen Provinzstadt aber stumpf vorbeigeht, ist blinder als jener, dessen Augen nicht nur vor dem Würzburger Schloss in Entzückung geraten, sondern auch beim Anblick eines versteckten Barockportals aufleuchten.

Die Fähigkeit, auch im Kleineren das Grössere zu erblicken und das Schöne auch dort geniessen zu können, wo es sich bescheiden und

verschleiert zeigt, diese Fähigkeit webt erst den dichten Hintergrund, der das Grosse und Hohe zur vollen Wirkung steigert.

Ein solcher, noch ungeeichter Prüfstein für den Betrachter ist auch die uralte königliche Freistadt *Sopron* (Oedenburg), die westlichste Stadt Ungarns.

Bis vor wenigen Jahren teilte sie das Schicksal der meisten Provinzstädte: sie war ein kaum beachteter Punkt auf der Karte, unwichtig und uninteressant. Man wusste von ihr höchstens, dass es hier erstaunlich viele Schulen, grosse Viehmärkte, guten Wein und saftige Mohnbeugel gibt. Alles übrige lag im Dunst des Unentdeckten.

Dann begann dieser Dunst sich allmählich zu lichten.

Was viele Bürger der Stadt längst wussten, das wurde nun auch von auswärtigen Künstlern, Kunstgelehrten und Geschichtsforschern entdeckt: dass hier, abseits vom Karawanenweg, eine alte Stadt auf gotischer Grundlage eine sanfte Barockarchitektur von seltener Harmonie bewahrt hat.

Wie in einem japanischen Garten alle Elemente der grossen Natur in kleinem Maßstab vorhanden sind, so versammelt diese Stadt von 42.000 Einwohnern alle Erscheinungsformen der menschlichen Kultur in sich, von der ersten Steinaxt über illyrisch-thrakische und keltische Funde bis zu den Denkmälern der Römerzeit und weiter bis zur Gotik, zum Barock und bis zur Glas- und Nickelarchitektur des Lövér-Hotels.

Man hat die Stadt ein „Freilicht-Museum“ genannt, und diese Beziehung ist nicht übertrieben, denn sie bietet einen fast lückenlosen Anschauungsunterricht für einen kultur- und kunsthistorischen Kurs.

Die verfolgbare Geschichte dieser menschlichen Siedlung umfasst eine Zeitspanne von rund 2500 Jahren. Wem die Andacht vor dem Vergangenen gegeben ist, und wer sich in das Längstgewesene zurückträumen will, findet hier reichlich Raum für seine Träume.

Man sitzt auf der Veranda im Garten, oben am Berghang, umgeben von mächtigen Tannen und Edelkastanienbäumen, umblüht von A stern und Dahlien, unter der knisternden blauen Seide des Septemberhimmels und blickt über fruchtgebogene Wipfeln hinab in die sanfte Mulde, in der die Stadt sich aus den silbrigen Morgennebeln löst.

Die alten Niederländer haben solche Bilder gemalt, Bilder voll arkadischen Friedens, heimatlicher Wärme, geruhsamer Abgeschlossenheit, aus der am Horizont das Meer in die grenzenlose Ferne weist. Hier ist es kein Meer, nur der blaue Pinselstrich des Neusiedler-Sees, der die Erde vom Himmel trennt, oder vielmehr Erde und Himmel miteinander verschmelzt.

Sonne und Morgennebel kämpfen dort unten ihren herbstlichen Morgenkampf. Bald ist die Sonne stärker und schält aus den Dunstschwaden die St. Michaelis-Kirche, den Stadtturm und die alte Windmühle am Kurutzenberg, bald gewinnt der Nebel die Oberhand und wirft seine Schleier über Dächer und Türme.

Vom Schauspiel angeregt beginnen die Augen zu träumen. Sie sehen nicht mehr diesen Septembermorgen des Jahres 1942, sondern einen anderen, der vor tausend und abertausend Jahren gewesen war.

Als damals die siegreiche Sonne den Morgendunst aufgesogen hatte, enthüllte sie eine schilfumbuschte, morastige Niederung, erfüllt vom Lärm der Tierwelt. Doch drüben an jenem langgezogenen Hügel, der heute Wiener-Berg heisst und wo sich der neue Volkspark dehnt, dort stand vor seiner Höhle schon ein Mensch mit einer Steinaxt bewaffnet und ging an seine Tagesarbeit.

Ungezählte Jahre später, im 3—4. Jahrhundert v. Chr. herrschte hier hinter dem Garten am Vashegy (Eisenberg), am Váris, vor allem aber am Várhely (Burgstall) reges Leben. Ein illyrisch-thrakischer Volksstamm hatte auf diesen Höhen kunstreiche Befestigungsbauten errichtet. Als dieses rätselhafte Volk von den Kelten vertrieben wurde, hinterliess es über zweihundert Grabhügel, einen der grössten mitteleuropäischen Friedhöfe der Hallstätter Zeit, aus dem die berühmten Burgstaller Funde: figurengeschmückte Vasen, Urnen, Prunkgefässe und andere Geräte stammen.

Die Kelten, die bis ins 1. Jahrhundert v. Chr. hier hausten, liebten die luftigen Höhen nicht. Sie liessen sich in der heutigen Wiener-Vorstadt nieder und gaben ihrer Siedlung den Namen *Scarbant*. Kunstvoll gearbeitete Armringe, Halsketten, Broschen aus Bronze und Gold, die einst die Scarbanter Mädchen geschmückt hatten, ruhen heute verwaist in den Glasschränken des Städtischen Museums.

Der Wellenberg der Geschichte strebte seinem Höhepunkt zu. Roma, die Ewige, sandte ihre Legionen, ihre Adler und Götter bis an die Donau. In der bunten Pracht pannonischer Herbste schmetterten römische Hörner. Aus *Scarbant* wurde *Scarbantia*, eine befestigte Grenzstadt, durch welche die „Bernstein-Strasse“ zum Baltischen Meer und die Vindobona-Strasse nach dem heutigen Wien führte. Am Forum thronte in doppelt lebensgrossen Bildwerken die Capitolinische Trias: Jupiter, Juno und Minerva; in der Mithras-Höhle wurde dem Sonnengott gehuldigt. Die verfeinerte Kultur der Urbs strahlte bis hierher. Die Häuser waren voll von kostbaren Bronze- und Bernsteinfiguren, rund um das heutige Strandbad standen die Villen der Vornehmen.

Dann überschlug sich die Welle, zerstob in Schaum, und die Geschichte glitt in das Wellental der Völkerwanderung. Scarbantia verfiel, die Fischteiche vermoorten, die Mosaikfußböden versanken und mit ihnen versanken auch die capitolinischen Götter, um nach einem zweitausendjährigen Schlaf, im Jahre 1893, beim Abbruch des alten Rathauses wieder in das grelle Licht der neuesten Zeit gestellt zu werden.

Dichte Schleier verhüllen die kommenden Jahrhunderte. Die Awaren errichteten ihr Reich, unterliegen aber den Heerscharen *Karls des Grossen*. Die Reste Scarbantias liegen als „öde Burg“ ständig in der Brandung der Geschehnisse. Und dennoch muss sich das Leben in dieser Gegend auch damals behauptet haben, denn der Cundbald-Kelch aus dem 8. Jahrhundert und die Silber- und Goldgeschmeide-Funde aus der hunnisch-awarischen Zeit sind Zeugen eines erstaunlichen Kunstsinns.

*

Die Schreibmaschine, nachdem sie sich durch die Urgeschichte hindurchgearbeitet hat, verstummt für eine Weile. Inzwischen hat sich die Stadt unten im Tal von den Nebelschleiern befreit und liegt nun in der mattgoldenen Einfassung des Herbstes strahlend im milden Licht.

Seit ihrer Neugeburt sind über tausend Jahre vergangen. Ihr Wiedererwecker war der erste König des ungarischen Reiches, *Stephan der Heilige*. Er liess sie — nunmehr Sopron benannt — zu seiner westlichen Grenzburg ausbauen und machte sie zum Hauptort des Komitates. Seither ist die Stadt ein Teil der Heiligen Stephanskrone, der sie im Laufe dieser tausend Jahre ihre Treue wiederholt bewiesen hat. Auch ihre Erhebung zur königlichen Freistadt im Jahre 1277 verdankt sie der opfermütigen Treue, die sie dazu bewog, die als Geisel verschleppten Kinder der vornehmsten Bürger lieber preiszugeben, als die Treue zum ungarischen König zu brechen. Aber auch die 23 Jahre währende Verpfändung an Friedrich III. konnte diese Treue nicht wankend machen, die weiter wirkte und ihr dann im Jahre 1922 den Ehrennamen „Civitas fidelissima“, die „treueste Stadt“ eintrug.

Die bis zur Stadterhebung hauptsächlich Acker- und Weinbau treibende Bevölkerung, — darunter auch eingewanderte deutschstämmige hospes — stellte sich allmählich auf Handel und Gewerbe um. Verschiedene Privilegien, so die Zollfreiheit vom Jahre 1291, das 1344 verliehene Marktrecht und das durch *Matthias Corvinus* im Jahre 1464 zugestandene Stapelrecht beschleunigten die Verbürgerlichung und in deren Folge die kulturelle Entwicklung. Das älteste Grundbuch der Stadt aus dem Jahre 1379 ist überhaupt das erste Grundbuch in Ungarn.

Zu Beginn des 13. Jahrhunderts lassen sich die Johanniter hier nieder, errichten ihr Spital, die Hl. Geist-Kirche und die Johannes-Kapelle, zu denen sich dann oben am Hügel die St. Michaelis-Kirche und die St. Jakobs-Kapelle gesellen. Alle diese Bauwerke stehen heute noch, die Michaelis-Kirche als mächtiger Gruss der Gotik, hoch über den Dächern.

Dem raschen Emporblühen der Stadt setzte die Katastrophe von Mohács im Jahre 1526 ein vorläufiges Ende. Wohl blieb die Stadt von den Türken, bis auf eine Belagerung, verschont, doch die Schatten der allgemeinen Not fielen auch über sie. Die wirtschaftliche Krise wurde durch eine geistige verschärft. Deutsche Kaufleute und in Wittenberg studierende Studenten brachten schon vor Mohács die Ideen der Reformation hierher, wo sie einen warmen Boden fanden. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts galt Sopron als die stärkste Burg des Luthertums in Ungarn.

Eine besondere Note gab der Stadt in dieser Zeit das Übersiedeln des Landadels hinter die schützenden Stadtmauern. Dieser Adel erbaute hier kleine Paläste, musste jedoch dafür das Privileg des Enthobenseins von der Entrichtung öffentlicher Abgaben preisgeben.

Mitten in dieser Zeit von Kriegen, Seuchen und Religionskämpfen gründete 1604 Bürgermeister Christoph *Lackner*, — ein Mann von erstaunlicher Vielseitigkeit, gleich hervorragend als Soldat, Jurist, Diplomat, Kupferstecher, Ingenieur und Theologe — die „Literarische Gesellschaft“, wodurch die, schon seit 1557 über eine Lateinschule (das heutige evangelische Lyzeum) verfügende Stadt in geistiger Richtung eine mächtige Förderung erfuhr.

Die Stürme des 17. Jahrhunderts fegten auch über unsere Stadt hinweg. Der Belagerung und Brandschatzung durch die Haiducken *Bocskays* im Jahre 1605 folgte 1619 der feierliche Einzug des protestantischen Fürsten Gabriel *Bethlen*, in dem die Lutheraner der Stadt ihren Schutzherrn begrüßten. Doch schon zwei Jahre später kehrt die Stadt zu König *Ferdinand II.* zurück, der hier einen Landtag einberuft und seine Gattin zur ungarischen Königin krönen lässt. Trotz erbitterter Proteste der Lutheraner siedelt im Jahre 1635 Fürstprimas Peter *Pázmány* die Jesuiten an, die 1636 das katholische Gymnasium eröffnen. Die Gegenreformation setzt nun mit aller Macht ein und drängt die Protestanten bis in den Loggienhof des fürstlichen Eggenberg-Hauses, wo noch heute die Predigerkanzel zu sehen ist.

Die Erinnerung an zwei furchtbare Jahre glüht durch die Geschichte der Stadt: 1676 verwüstet ein Riesenbrand fast sämtliche Häuser und zwei Jahre später rafft die Pest 2500 Bewohner dahin. Sofort

wird mit dem Wiederaufbau begonnen und es entsteht nun jenes Stadtbild, das aus barocken Beständen harmonisch zusammengefügt und durch gotische Reste glücklich ergänzt die heutige Altstadt und das Wiener-Viertel bildet.

Nachdem der Landtag von 1681 die ungarische Verfassung und die Religionsfreiheit wiederhergestellt hat und auch die Wirren der Kurutzen-Zeit überstanden waren, beginnt mit der Regierung der Königin *Maria Theresia* für die Stadt eine Zeit des kulturellen und wirtschaftlichen Aufschwungs. Vieh-, Getreide- und Weinhandel blühen, die Kupferschmiede, Steinmetzen, Tuchscherer der Stadt werden weitberühmt. Der materielle Wohlstand verpflichtet: bereits im Jahre 1769 wird das ständige Theater eröffnet und durch *Stephan Dorfmeister* mit Fresken geschmückt. Der Hang zur Musik, Literatur, ausübenden Kunst und Naturliebe verdichtet sich zu einer Art Leidenschaft: der Bürger unserer Stadt möchte in sich das Optimum des materiellen und geistigen Gleichgewichts verwirklichen.

Am Stephanstag des Jahres 1847 dampft der erste Dampfbahnzug nach Wiener-Neustadt. Mit dieser ersten Verbindung Ungarns durch den Schienenstrang mit dem Ausland bricht für den Handel der Stadt das goldene Zeitalter an. Mächtige Handelshäuser entstehen und in einigen Jahrzehnten ist es so weit, dass allein die 16 führenden Kaufleute in der Handelskammer zwanzig Millionen Gulden Vermögen besitzen. Im Jahre 1866 hat die Stadt schon Gasbeleuchtung, seit 1880 Wasserleitung, in den neunziger Jahren blitzt das elektrische Licht auf.

Dann kam der schwarze Tag: der Zusammenbruch der Soproner Bau- und Hypotheken-Bank, im Jahre 1901. An diesem Tage wurden die Bürger um rund zwölf Millionen ärmer. Dieser Bankkrach traf die Stadt umso schwerer, als der Lebensnerv, der Vieh- und Getreidehandel infolge der neuen Verkehrsverhältnisse und der erdrückenden Konkurrenz Wiens seit den achtziger Jahren immer mehr verfiel. Die Stadt siechte dahin, zehrte von dem noch immer beträchtlichen Kapital. Dann kam der Krieg und Trianon. Sopron wurde zu einer Stadt ohne Hinterland, zu einer Stadt ohne Zukunft.

Doch kaum war die erste Ohnmacht vorbei, zeigte sich auch schon die unverwüstliche Lebenskraft, die der Stadt innewohnt.

Die herrliche Umgebung, bis dahin nur das Privatvergnügen der Einwohner, wurde zu einer Einnahmequelle. Die Stadt erbaute oben am Váris das Lövér-Hotel, den Magnetkern eines rasch aufblühenden Fremdenverkehrs. Eine erstaunliche Bautätigkeit setzte ein. In kaum zehn Jahren entstand ein grosser, moderner Stadtteil mit Villen, Pensionen,

Sportplätzen, Internaten. An den Stadträndern schossen Fabriksschlote empor.

Heute ist Sopron wieder eine Stadt, die neben ihrer kräftigen Gegenwart auch eine Zukunft hat. Sie ist eine Stadt der Schulen, denn sie besitzt ausser zwei Hochschulen 17 Mittelschulen, eine Reihe von Fachschulen und 17 Volksschulen mit über 10.000 Schülern. Sie ist eine Stadt der Beamten und des Fremdenverkehrs. Aber sie ist auch eine Industriestadt mit namhaften Eisenwerken, Textilfabriken, Ziegeleien und allen erdenklichen anderen Erzeugungsstätten, die vielen Tausenden von Arbeitern das Brot sichern. Trotz aller Schicksalsschläge ist sie eine der schuldenfreisten, wohlhabendsten Städte Ungarns.

Im Stadtwappen bewachen drei Basteitürme das gastfreundlich offene Stadttor. Die Ringmauer, die zu diesem einstigen Stadttor gehört, und auf der heute Privatgärten angelegt sind, wird zwar von den angebauten Häusern verdeckt, doch sie bestimmt die abgeschlossene, eiförmige Gestalt der inneren Stadt. Mit äusserster Raumausnutzung sind in dieses Oval die engen, gewundenen Gassen hineingepresst. Mit jedem Schritt verschiebt sich das Bild, jede Gasse mündet in einen stillen kleinen Platz und hat als Abschluss einen schönen Turm.

Der mächtigste dieser Türme ist der Stadtturm, das Wahrzeichen Soprons. Er ist das Symbol der Entwicklung der Stadt seit der Arpadenzeit, denn er wuchs mit der Stadt durch die Jahrhunderte und ist gleichsam das Kompendium aller Baustile vom romanischen über Renaissance zum Barock. Ein kraftvoller Recke von erlesenem Linienfluss, mit einem luftigen Runderker um die Hüften. Er bewacht das Herzstück der Stadt, den Rathausplatz, einen der schönsten Plätze Ungarns, dessen vielgerühmte Geschlossenheit schon *Ludwig II.* im Jahre 1525 unter Schutz gestellt hatte.

Rings um die quellende Barockpracht der Dreifaltigkeitssäule stehen in stiller Runde ehrwürdige Gebäude: das Storno-Haus, in dem während der Belagerung Wiens König *Matthias* der Gerechte gewohnt hat und das nun eines der eigenartigsten Privatmuseen, das in 20 Räumen wohnlich eingerichtete Storno-Museum birgt; dann folgen das General-Haus und das Fabricius-Haus, in dem Ministerpräsident *Gyula Gömbös* seine Kindheit verbrachte. Das Haus ist mit einem italienisch anmutenden, zwei Stockwerke hohen Loggiahof ausgestattet. Die westliche Seite des Platzes wird von dem in vornehmem Empire-Stil erbauten Komitatshaus, die östliche vom neuen Rathaus abgeschlossen, während die vierte Seite von der zarten Gotik der Benediktiner-Kirche be-

herrscht wird. Fünf Landtagen und drei Krönungen bot dieses dämmerige Gotteshaus den weihvollen Rahmen.

Taubengurren schwebt über dem Platz, aus dem die stillen, engen Gassen ausstrahlen. Dichtgedrängt, wie auf Schnüren, sind in ihnen die altersgrauen Adelshäuser, Patrizierheime aufgereiht. Edle Barockportale, Gesimse und Erker, eisenbeschlagene Tore mit schönen Türklopfern, hallende Torbogen, die in loggienumsäumte Höfe führen, aus denen der moderige Atem des Alters weht, Treppenhäuser mit Putten und erlesenen Gittertüren, gewölbte, mit Fresken bemalte Zimmerdecken, edle alte Möbel, — eine greise Welt, die den Betrachter auf die Fusspitzen zwingt. Wappen deuten auf glanzvolle Namen: *Esterházy*, *Zichy-Meskó*, *Schwarzenberg*, *Erdödy*, *Bezerédy*, *Christoph Lackner*; Gedenktafeln berichten, dass in diesen Häusern Könige und Dichter, Gelehrte und grosse Musiker lebten: König *Matthias Corvinus*, der Freiheitssänger *Alexander Petöfi*, die Dichter *Daniel Berzsenyi*, *Géza Gyóni*, *Josef Szekács*, der deutsch-ungarische Dichter *Moritz Kolbenheyer* (Grossvater des Goethepreisträgers *Guido Erwin Kolbenheyer*), der Begründer der „Ungarischen Gesellschaft“, *Johann Kis*, der „grösste Ungar“ *Stephan Széchenyi*, *Franz Liszt* und der Ehrenbürger der Stadt, *Franz Lehár* . . .

An Winterabenden, wenn der Schnee die Barockornamente weiss nachzeichnet, den Klang der Schritte dämpft und den Ursuliner-Platz mit der Barock-Madonna in eine Kapelle verwandelt, glaubt man im schwankenden Schein der Strassenlampen die Menschen vergangener Jahrhunderte durch die Gassen schreiten zu sehen und hinter den eisbeblumten Fensterscheiben die Schattenrisse jener zu erblicken, deren Namen auf den Gedenktafeln schimmern.

Im ersten Band des schönen Werkes von Dr. *Karl Heimler*: „Die Kunstdenkmäler der Stadt Sopron (Innere Stadt)“, sind sämtliche kunsthistorisch wichtigen Bauten mit allen Einzelheiten in erlesenen Bildern festgehalten.

Den festen Stadtkern umgibt die aufgelockerte, baumdurchwirkte neue Stadt. Aus dem breiten Burggraben wurde die Haupt- und Geschäftsstrasse, die Grabenrunde, mit ihren eigentümlichen, kaum einige Meter breiten, jedoch mehrstöckigen Geschäftshäusern, die von aussen an die alte Ringmauer angebaut sind. Die Entwicklungslinie der Stadt weist nach Süden, den nahen Bergen zu. Die schönen Empire-Gartenhäuschen mussten den nicht immer erquicklichen Bauten der Jahrhundertwende weichen, doch die üppigen Parkanlagen, die überall anwesenden Baumalleen wirken versöhnend. Immer mächtiger wird das Grün,

je höher das Gelände ansteigt, bis dann die neue Gartenstadt mit den Tannen- und Eichenwäldern vollends verschmilzt.

Auf der entgegengesetzten Seite jedoch liegt noch eine zweite Altstadt, das Wiener Viertel. Hinter dem, zum Teil überbauten Ikva-Bach, mit seinen Lagunen-Motiven, wo das 700 Jahre alte Heiligengeistkirchlein die Ecke hütet, klettern verschlungene Gassen und Gässchen kreuz und quer den Hügel empor. Eine Zwitterwelt, sowohl äusserlich, als auch sprachlich. Stockhohe städtische Häuser lehnen sich an merkwürdige Bauernhäuser, die scheinbar regellos aneinander geklebt sind und ihre schmale Giebelseite der Gasse zuwenden. Über den Toren mit phantasiereichen Barocksäulen thront die Mariazeller Madonna neben dem Buschenschankzeiger. In den langen Höfen hängen Kukurutzgirlanden und werden Bohnen gedroschen, während an Tischen angeheiterte Menschen den roten See-Wein trinken und singen. Gesprochen und gesungen wird meist deutsch, denn das ist der Stadtteil der deutschen „Wirtschaftsbürger“, der „Bohnenzüchter“ — richtiger: „Pon-zichter“, wie sie sich in ihrem sonderbaren Idiom nennen. Fleissige Landwirte, leidenschaftliche Weinbauer, die ihre Fechsung auf Grund eines alten Privilegs in ihren Häusern ausschenken dürfen.

Und über diesem Stadtteil der nahrhaften Arbeit, der „Sautänze“ und „Bohnensterze“, aber auch der alten Friedhöfe, wacht seit sieben Jahrhunderten in gotischer Majestät die St. Michaelis-Pfarrkirche.

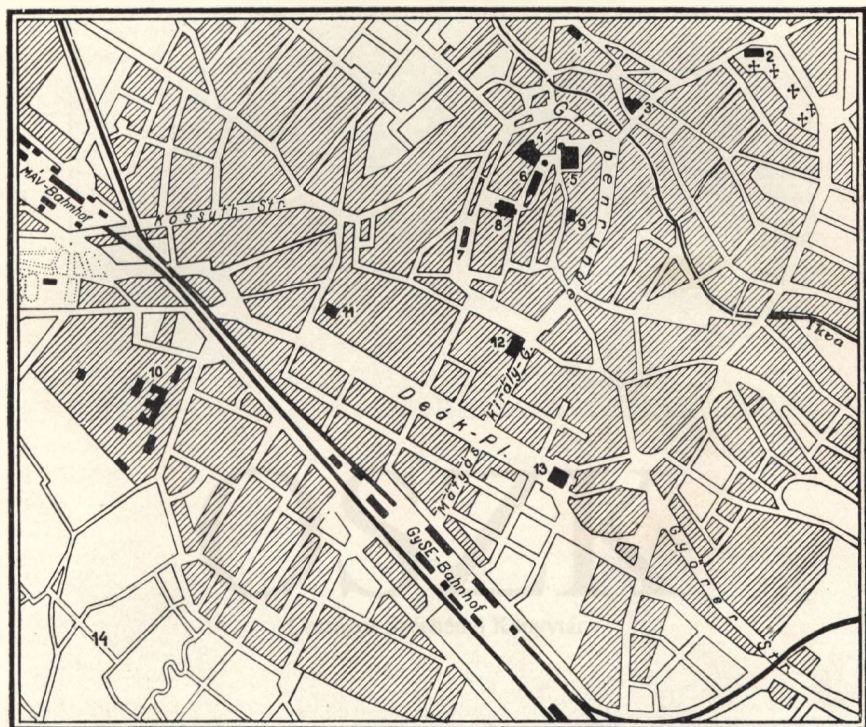
*

Hat der Mensch im Laufe der Jahrhunderte aus Stein eine harmonische Stadtlandschaft hier erbaut, so legte die Natur um dieses menschliche Gebilde einen Rahmen voll hundertfältiger Anmut und fruchtbarer Schönheit.

Diese Landschaft ist der faltenreiche Saum an der Schleppe der Alpen. Im Westen funkeln die weissen Kuppen der Rax und des Schneeberges. Von ihnen rollen die letzten Wogen über die ungarische Grenze, umfliessen die Stadt im Halbkreis und schmiegen sich dann besänftigt in die Tiefebene hinein, wo wohlbebaute Felder sich dehnen, hagere Pappelreihen dahinstelzen und das geheimnisvolle Schilfdschungel des Neusiedlersees rauscht.

Den Übergang von der Stadt zum Wald besorgt das auf den Berglehnen weit und breit hingebreitete Gartenlabyrinth mit Villen und Gartenhäuschen, Obstbäumen und Blumen, Edelkastanienhainen und Weinreben, mit durcheinanderlaufenden Heckengässchen, mit Sonnenschein und Vogelgezwitscher: — „Lövér“ heissen diese Gärten. Einen „Lövér“ zu besitzen ist das Lebensziel eines jeden Bürgers. Hier läuft

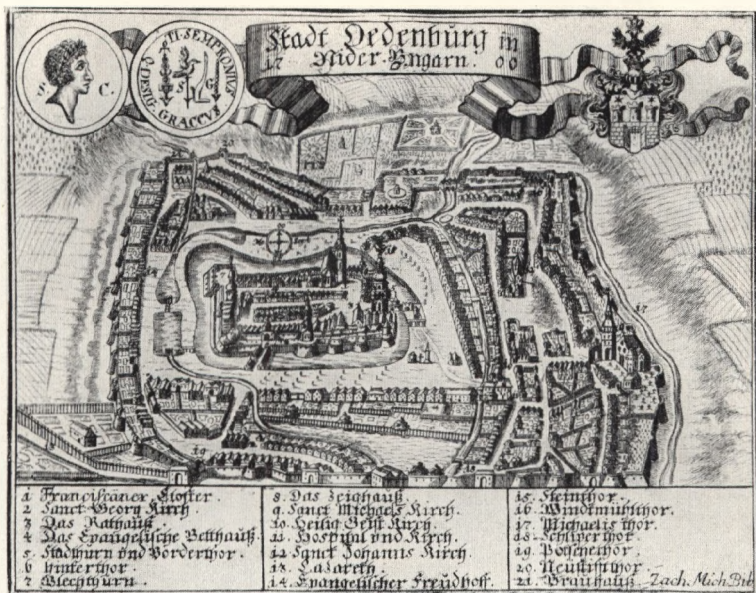
STADTPLAN VON SOPRON (OEDENBURG)



- | | |
|--|---|
| 1. St. Johanneskirche | 8. Evangelische Kirche |
| 2. St. Michaelkirche und St. Jakobskapelle | 9. Dom |
| 3. Heiliger Geist-Kirche | 10. Montan- und Forstwissenschaftliche Fakultät |
| 4. Komitatshaus | 11. Städtisches Museum |
| 5. Rathaus | 12. Ordenshaus und Kirche der Dominikaner |
| 6. Benediktinerkirche | 13. Evangelische theologische Fakultät |
| 7. Stadttheater | 14. Löwer |

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Sopron (Oedenburg) im Jahre 1700



Sopron (Oedenburg) im Jahre 1857

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Gasse in der inneren Stadt mit Stadtturm



Hof des Eggenberg-Hauses mit der Predigerkanzel

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Das ehemalige Bezerédi-Haus



Ratbausplatz (Franz Josef-Platz) mit Benediktinerkirche, Dreifaltigkeitssäule und Storno-Haus



St. Georgengasse



Ursulinerinnen-Platz

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

der breite Lóvér-Ring am Wald-Strandbad und am Lóvér-Hotel vorbei durch duftende Wiesen, Tannenforste und Eichenwälder. Hier beginnt das unabsehbare Reich der Wälder und Lichtungen, Täler und Berg-rücken, mit einem dichten Netz gepflegter Wege, mit Aussichtswarten und Schutzhäusern.

Es ist eine frauliche Landschaft. Der Grundzug ihres Wesens ist das Lächelnde, das mild Erwärmende. Sie ist auch unergründlich und unerschöpflich, wie jede echte Frau. Glaubt man sie durch jahrzehntelanges Zusammenleben durchaus zu kennen, dann zeigt sie sich plötzlich vom Rande einer neuen Waldrodung oder im Morgenlicht eines müden Oktobertages von einer ganz unbekanntem Seite und spannt dadurch die entzückte Begierde zu verjüngten Freuden.

Die Täler dieser sanften Bergwelt sind dämmerig und im Mai von Maiglöckchen, im August von Zyklopen durchduftet. Sie sind freundliche, von Bächen durchheilte Furchen, keine feuchten Schluchten. Über den Höhen weht der Alpenwind, Erika-Wiesen blühen im Harzduft, Rehe grasen unter den Buchen, und über allem liegt der Friede der weisen Natur.

Ein Leben ist zu kurz, um diese ewig neue Welt von der Karls-Höhe bis zum Herrentisch, vom Burgstall bis zum Himmelsthron im bunten Wandel der Jahreszeiten zu ergründen, doch eine Woche genügt, um sie in ihrer wunderbaren Milde für ein Leben lieb zu gewinnen.

*

Jede Stadt formt ihre Bewohner nach ihrem eigenen Antlitz.

Der *homo soproziensis* sieht Tag für Tag die festgemauerten, ehrwürdigen Zeugen einer reichen Vergangenheit, die unerschütterlich sich auch in der so anders gearteten Gegenwart behaupten und das weniger Festgefügte überdauern: daher ist er konservativ ohne rückschrittlich zu sein und schätzt das Solide, Bleibende. Die Kunstdenkmäler, die feingeschwungenen Torbogen und die Pilasterreihen der alten Häuser gewöhnen seine Augen an das edle Mass: daher ist auch er massvoll, besonnen, duldsam und jedem Zuviel abgeneigt. Da die freie Natur bis an seine Fenster reicht, liebt er frische Luft und Freiheit, die gesunden Freuden, den Waldesfrieden und weite Ausblicke, die auch den geistigen Horizont erweitern. Fremden gegenüber zurückhaltend, nimmt er Wesensverwandte nach bestandener Charakterprüfung umso inniger auf und formt sie zu Lokalpatrioten um. Neue Ideen siebt er durch viele Siebe. Ist ihre Richtigkeit erwiesen, so werden sie verwirklicht, jedoch nie durch Revolution, immer durch Evolution.

In seiner Lebensführung einfach, zeigt er sich bei der Befriedigung kultureller Bedürfnisse sehr anspruchsvoll. Die Jahrhunderte haben sei-

nen Geschmack geläutert, sein Geist wurde hier, in der Berührungszzone zweier Völker und Kulturen von zwei Seiten her bereichert. Er liebt das Reisen in fremde Länder, spricht meist zwei, oft mehrere Sprachen; in seiner Bücherei stehen neben *Arany* auch *Goethe* und *Shakespeare*, neben *Ady* auch *Rilke* und *Verlaine*. Die Pflege edler Musik ist ihm Lebensbedürfnis. Das Programm des seit 1829 bestehenden Musikvereins reicht bis zur *Neunten* und bis zur *Matthäus-Passion*. Der neunjährige Franz Liszt gab hier sein erstes öffentliches Konzert.

Sein ganzes Wesen strebt nach Harmonie und Ausgeglichenheit. Dieser Menschenschlag bringt keine Propheten, Umstürzler, Feuergeister hervor, dafür umsomehr Gelehrte, Staatsmänner, Künstler, Musiker und besinnliche Dichter.

Die Stadt ist alt, doch ihr Geist ist jung und rotbackig, wie ihre zehntausend Schüler, die den Pulsschlag dieser gesunden Stadt Ungarns immer frisch erhalten. Im Gewimmel der buntbestickten Grubenjacken der Montanhochnschüler, der Jägerhüte der Forstakademiker und der Schulkappen des übrigen Kleinvolks bleiben selbst die vielen Pensionisten des „ungarischen Graz“ bis ins Greisenalter rüstig.

Unsere Stadt liegt an der Grenze. Seit tausend Jahren erfüllt sie hier im äussersten Westen des ungarischen Raumes treu ihre Mission: Mittlerin zu sein zwischen zwei Kulturen, Verbindungsglied zu sein zwischen zwei Völkern. Alpenwelt und Tiefland fliessen hier sanft ineinander. Ebenso mild und einträchtig ist auch der Übergang von Volk zu Volk und Land zu Land.